

Robert Zimmer, *Arthur Schopenhauer. Ein philosophischer Weltbürger*, Deutscher Taschenbuch Verlag, München 2010, ISBN 978-3-423-24800-6, 299 S., 14,90 EUR

Der 150. Todestag Schopenhauers am 21. September 1860 legt es nahe, einem der einflussreichsten deutschen Philosophen des 19. Jahrhunderts aus heutiger Sicht nachzugehen, der unter drei vier Etiketten („Philosoph des [Mit-]Leidens“, „Pessimist“, „Misanthrop“, „Frauenverächter“) weithin bekannt, und in dem, was er eigentlich wollte, doch meist ungekannt ist. Und so ist es sehr erfreulich, dass Robert Zimmer im dtv-Verlag eine preisgünstige neue Biografie vorlegt, die nicht nur unter diesem Aspekt auf einen möglichst breiten Leserkreis zielt. Vielmehr bedient sich der Autor einer auch für den normalen Leser verständlichen Sprache und eines flüssig-ansprechenden Stils, der zur Lektüre einlädt auch dort, wo es um die Darstellung der Grundzüge der Schopenhauerschen Philosophie geht. Denn anders etwa als Safranski, von dem unter anderem die letzte größere Biografie zu Schopenhauer erschienen ist (Hanser 1987), und der gerne selbst in seinen Büchern glänzt, stellt sich Zimmer ganz in den Dienst seines Gegenstandes und versucht diesem sowohl im Hinblick auf die Interpretation seines Werkes, mehr noch vielleicht bezüglich hinsichtlich des Biografischen mit teilnehmender Empathie gerecht zu werden, so dass uns Arthur Schopenhauer in seinem Buch als lebendiger Mensch entgegenkommt, dessen Anliegen oft die Sympathie des Lesers erregen, aber auch in mancher Hinsicht irritierte Verwunderung über die eine oder andere Handlungs- (und vielleicht auch Denk-)Weise auslösen.

Zimmer legt seine Biografie naheliegender Weise einerseits chronologisch an, ausgehend von der Geburt in Danzig 1788, den frühen Reisen in Europa mit dem Vater und seinen verschiedenen wechselnden Lebensstationen (Hamburg, Gotha, Jena, Göttingen, Dresden, Weimar, Berlin, Frankfurt) folgend, konzentriert sich in seinen Kapitelüberschriften auf die philosophischen Schritte in dieser Vita, die in äußerlicher Hinsicht insbesondere in der zweiten Lebenshälfte eher wenig zu bieten hat, was gesellschaftlichen Umgang und Erlebnisse anlangt, dafür umso mehr von der Konzentration auf das eigene Werk geprägt ist. Die Hauptwerke werden parallel zur Lebensgeschichte nicht nur in ihren Grundaussagen vorgestellt, sondern auch in das philosophische Umfeld der Zeit eingeordnet; bewundernswert die Vielsprachigkeit Schopenhauers ebenso wie seine Belesenheit, die ihn aus allen Zeiten von den Vorsokratikern bis zum ihm selbst hin das Wesentliche herausarbeiten lässt – so etwa auch in den meist unterschätzten *Parerga und Paralipomena*, in welchen er unter anderem diachronisch wichtige und zu ihm hinführende Gedankengänge der Denker vorausgegangener Zeiten scharfsinnig und klar vorstellt und neben ausführlichen Erläuterungen zur Kantischen auch solche zur eigenen Philosophie gibt. Stets weiß er sich dabei der Aufklärung verpflichtet, die etwa mit Locke erkenntniskritisch den Zusammenhang zur Empirie wahrt. Legendar seine Ausfälle gegen die drei Hauptantipoden der idealistischen Mainstreamphilosophie seiner Zeit, Fichte, Schelling und Hegel, deren er bis zum Ende nicht müde wird, und gegen die Universitätsphilosophie überhaupt – wobei er als die Regel bestätigende Ausnahme Kant stets als jenen von David Hume herkommenden „Alleszer-

malmer“ verehrt, als deren Weiterführung und Vollendung er seine eigene Philosophie sieht: Von jeher seien „sehr wenige Philosophen Professoren der Philosophie gewesen ..., und verhältnismäßig noch weniger Professoren der Philosophie Philosophen.“ (PP I, 1, 169) Motiviert ist diese stete Polemik natürlich vor allem *auch* durch die jahrzehntelang ausbleibende Anerkennung seiner eigenen Philosophie, und so beklagt er, dass die meisten großen Denker, wenn überhaupt zu eigenen Lebzeiten, erst in hohem Alter zu einigem Ansehen gelangten (PP I, 1, 176).

In seiner Darstellung sind Zimmer zwei Hauptmomente besonders wichtig, die er entsprechend betont: Einerseits das bewusste sich Entgegensetzen Schopenhauers gegen alle idealistische Philosophie, wie sie sich speziell im deutschen Sprachraum ausgebreitet hatte und oft zu ganz anderen Zwecken instrumentalisiert wurde, wogegen Schopenhauer denn auch immer wieder harsch polemisierte – wohingegen er selbst sich ganz als Weltbürger in der Kultur verstand und die ausländischen Literaturen in der Originalsprache rezipierte (man denke etwa an seine Übersetzung Gracians aus dem Spanischen).

Ein weiterer Grundzug ist das Zusammendenken westlicher Metaphysik und indischer Mystik in der Philosophie Schopenhauers in der *Welt als Wille und Vorstellung*, indem er – hierin über Kant hinausgehend – den Willen als „Ding an sich“ setzt, von dem es sich loszumachen gelte. Hier treffen sich die Weltflucht des Buddhismus aus dem Schein der Dinge und Schopenhauers Pessimismus und rationale Erkenntniskritik, und dem willensbedingten Leiden in der Welt wird daher als Quelle der Moral das Mitleiden mit aller Kreatur entgegengesetzt – so spricht

er schließlich mystisch vom Tod als „diesem eigentlichen Resultat und insofern Zweck des Lebens“ und der „Todesstunde“ als „Weltgericht“, aus der sich die „Palingenesie“ (Wiedergeburt) vorbereite ... (PP I, 245)

Ausführlich schildert Zimmer (S. 69-82) diese philosophische Entwicklung des jungen Schopenhauer, ausgehend von dessen steter Hochschätzung Platons und der kontemplativen Tiefe von dessen Philosophie hin zu einer „Metaphysik des ‚besseren Bewusstseins‘“, in der mittels Überwindung der Erfahrungswelt „Ethik und Metaphysik in Eynem sein soll“. (S. 82 f.) Der Durchbruch zur „Welt als Wille und Vorstellung“ gelingt dem 26-jährigen Denker in Dresden, wo er die Kenntnisnahme der indischen Philosophie als „Offenbarung“ erlebt: „Der Wille also ist der Ursprung des Bösen und auch des Uebels das nur für seine Erscheinung, den Leib, da ist: und der Wille ist auch der Ursprung der Welt.“ (S. 110). Die Grundgedanken des Werkes und seine Querverbindungen stellt Zimmer ausführlich vor (S. 106-128): „Schopenhauer zu lesen, ist nicht nur ein Erlebnis metaphysischer Tiefe, sondern auch ein literarisches Vergnügen, bei dem analytische Weltdeutung und erzählerisches Talent sich wie bei kaum einem anderen Philosophen vereinigen.“ (S. 113 f.) Leider lässt Schopenhauer ein anderes Talent vermissen: sich mit seinem Umfeld auf einen verträglichen Fuß zu stellen, so dass ihm aus diesem entsprechende Unterstützung zuteil werden könnte. Nicht nur überwirft er sich mit der Mutter, auch wichtige potentielle Unterstützer wie seinen Verleger Brockhaus und selbst Goethe verprellt er und steht sich so selbst im Wege. Dies gilt natürlich auch für die berühmte Episode, als er sich 1820 in Berlin

habilitieren wollte und in Konfrontation zu Hegel ging und sich damit selbst um einen durchaus möglichen Erfolg seiner Dozentur brachte.

Auch die Erfahrungen mit dem „anderen Geschlecht“ lassen sich für Schopenhauer alles andere als erfreulich an, beginnend mit einem unehelichen Kind von einer Kammerzofe (eine Parallele zu Feuerbach), welche Problematik zu lösen er seiner Schwester überließ (und welches bald verstarb); dann seine „große Liebe“ in Berlin, die Schauspielerin Caroline (Richter) Medon, die als solche nicht lange währte und ihn auch die Qualen der Eifersucht lehrte, und schließlich die Geschichte um die Näherin Caroline Marquet, die ihn 1821 wegen Körperverletzung verklagte, so dass er 1827 (so lange prozessierte er ...) zu einer lebenslänglichen Schmerzensgeldzahlung an diese verurteilt wurde.

1831 verlässt er Berlin schließlich – auch der Cholera wegen, der Hegel erliegen sollte – und zieht, mit einem Zwischenspiel in Mannheim, endgültig nach Frankfurt, wo er bis zu seinem Tod leben wird. Er beschäftigt sich mit Übersetzungen, schreibt unablässig weiter an seinen „*Parerga und Paralipomena*“, und nimmt vor allem auch das naturwissenschaftliche Wissen seiner Zeit auf; daraus entwickelt er einen ganz modernen Begriff der Metaphysik: „Wer Metaphysik treibt, so Schopenhauers Fazit, muss mit den Naturwissenschaften vertraut sein und darf keine Luftschlösser bauen.“ (S. 179). Etwa in seinem „Versuch über das Geistersehn“ argumentiert er mit dem für seine Zeit besten physiologischen Wissen und in vielem modern anmutenden Argumenten und wird im Hinblick auf die Bedeutung und Deutung des Traumes zu einem der wichtigsten Vordenker Sigmund Freuds.

Gleichzeitig grenzt Schopenhauer philosophische Metaphysik und Religion ausdrücklich voneinander ab, dies allerdings durchaus weniger polemisch als etwa die heutigen „Neuen Atheisten“: „Religionen sind dem Volke nothwendig, und sind ihm eine unschätzbare Wohlthat. Wenn sie jedoch den Fortschritten der Menschheit in der Erkenntniß der Wahrheit sich entgegenstellen wollen, so müssen sie mit möglichster Schonung beiseite geschoben werden.“ (S. 189)

Die schriftstellerische Begabung Schopenhauers, die sich in klarem Stil, einer reichen Sprache und immenser Belesenheit ausdrückt, macht seine Lektüre in Verbindung mit seiner (meist) undogmatischen Betrachtungsweise zu einem intellektuellen Vergnügen und regt zu eigenem Nachdenken an, auch und gerade dort, wo man nicht mit ihm übereinstimmt – dies zu vermitteln und eine verlässliche Basis zu legen für eine eigene Lektüre ist das Verdienst von Zimmers Buch: Sehr empfehlenswert!

Helmut Walther (Nürnberg)